

Anne Diehr

Zur kollektiven Konstruktion des Eigenen im Migrationsdiskurs ab 2015



BUSKE

Zur kollektiven Konstruktion des Eigenen
im Migrationsdiskurs ab 2015

Sprache – Politik – Gesellschaft

herausgegeben von

Heidrun Kämper, Steffen Pappert
und Kersten Sven Roth

Band 34



BUSKE

Zur kollektiven Konstruktion des Eigenen im Migrationsdiskurs ab 2015

von

Anne Diehr



BUSKE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN (Print) 978-3-96769-952-4
ISBN eBook (PDF) 978-3-96769-953-1

© 2025 Helmut Buske Verlag GmbH, Hamburg. Alle Rechte vorbehalten.
Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.
Umschlaggestaltung: J. Böning / R. Fischer, Kunstschule Wandsbek, Bremen. Druck und Bindung: CPI books, Ulm.
Printed in Germany.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
Helmut Buske Verlag GmbH
Richardstraße 47, 22081 Hamburg
info@buske.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Danksagung	1
------------------------------	---

1 Einleitung	3
--------------------	---

THEORIE

2 Grundlagen: Konstruktivismus – Diskurslinguistik – Sprache und Kultur	10
---	----

2.1 (Sozial-)Konstruktivismus	10
2.2 Zur Analyse gesellschaftlichen Wissens in Diskursen: Diskurslinguistik..	22
2.3 Zum Zusammenhang von Sprache und Kultur	27

3 ‚Identität‘, ‚kollektive Identität‘ und ‚die Konstruktion des Eigenen‘ ...	32
--	----

3.1 ‚(Kollektive) Identität‘ und die ‚Konstruktion des Eigenen‘: Allgemeine Annäherungen an vielschichtige Begriffe	34
3.2 ‚Identität‘ als wissenschaftliches Konzept	40
3.3 Identität als sprachlich-kommunikatives Konzept	43
3.4 Identitätsdiskurse und die Konstruktion des Eigenen	48
3.5 Identitätsdiskurse und journalistische Berichterstattung	54
3.6 Zwischenfazit zu den theoretischen Vorbetrachtungen	58

METHODIK

4 Methodische Grundlagen	63
--------------------------------	----

4.1 Der Untersuchungsgegenstand	63
4.1.1 Die Migrationsentwicklungen ab 2015 – Zentrale Ereigniszusammenhänge der ‚Flüchtlingsthematik‘ im Überblick	63
4.1.2 Sprache in Migrationsdiskursen	68
4.2. Das Untersuchungskorpus	75
4.2.1 Annäherung an den Diskurs und Erstellung des Testkorpus	79
4.2.2 Recherche in den Onlinearchiven und der Datenbank LexisNexis	85
4.2.3 Eingrenzung des Untersuchungskorpus	86
4.2.4 Umfang und Struktur des Textkorpus	89
4.3 Das System der Analyseebenen und die relevanten Analysekategorien ..	94

Vorwort und Danksagung

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine geringfügig überarbeitete Fassung meiner im Frühjahr 2024 als Dissertation an der Rheinland-Pfälzischen Technischen Universität (RPTU) eingereichten und dort angenommenen Arbeit. Als ich Jahre zuvor mit ersten Überlegungen zum Untersuchungsthema begann, ahnte ich – vielleicht zum Glück – noch nicht, was für ein Weg vor mir lag und welche Entwicklungen ich beruflich wie privat, besonders aber mit Blick auf den mir damals noch bevorstehenden Bearbeitungsprozess, erleben würde. In den vielen Momenten des Zweifels, die sich immer wieder einstellten, war ich mir jedoch all die Jahre sicher, ein wichtiges und gesellschaftsrelevantes Thema zu bearbeiten, für das ich bis heute nicht das Interesse verloren habe und dessen Bedeutung sich über die Jahre in so vielen gesellschaftspolitischen Entwicklungen gezeigt hat.

Auf dem durchaus langen und mitunter kurvenreichen Weg, den ich gegangen bin, um meine Forschungen an diesen, hier nun vorliegenden Punkt zu bringen, haben mich viele Menschen begleitet, denen ich danken möchte. An erster Stelle sind dies die beiden Gutachter der Arbeit. Jan Georg Schneider danke ich herzlich dafür, dass er das Erstgutachten übernommen und mir die Möglichkeit geben hat, die Arbeit an der RPTU in Landau abschließen zu können. Außerdem hat er mir durch eine Arbeitsatmosphäre der Wertschätzung und des Vertrauens, was mir viel bedeutet, den Abschluss des Projekts maßgeblich ermöglicht und mich mit fundiertem fachlichem Feedback in der Endphase der Arbeit unterstützt. Thomas Niehr danke ich ebenso herzlich für die Übernahme des Zweitgutachtens. Seine Expertise und die Hilfestellungen durch die Beratung im persönlichen Gespräch in Aachen habe ich in hohem Maße geschätzt. Ein besonderer Dank geht an Jürgen Schiewe, der mir den Weg der wissenschaftlichen Laufbahn ermöglicht und mich stets gefördert hat. Außerdem hat er meine Themenidee für diese Arbeit von Anfang an befürwortet, mitentwickelt und mich zu jeder Zeit in wichtigen wissenschaftlichen und beruflichen Entscheidungsprozessen unterstützt. Lars Bülow danke ich für die Zusammenarbeit am Institut für Germanistik in Wien und für seine Betreuung des Projekts in dieser Zeit. Durch seine Anmerkungen habe ich vielfältige Hilfestellungen erhalten, die besonders den empirischen Teil der Arbeit prägen. Juliane Schröter, die das Projekt in der Phase der Korpuserstellung begleitet hat, danke ich für die Möglichkeit, nach Wien zu gehen, die Betreuungsgespräche im Rahmen der dortigen Zusammenarbeit und alles, was ich dadurch gelernt habe.

Weiterhin bedanke ich mich bei den Herausgeber*innen der Reihe „Sprache – Politik – Gesellschaft“, Heidrun Kämper, Steffen Pappert und Kersten Sven Roth, dafür, dass sie einer Aufnahme der Arbeit ohne zu zögern zugestimmt und die Publikation in diesem Rahmen befürwortet haben. Ebenso gilt mein Dank Michael Hechinger und Henrike Judwitt, die die Publikation beim Buske Verlag betreut haben, und dem Institut für Germanistik der RPTU in Landau für die Gewährung

eines Druckkostenzuschusses sowie die dadurch erhaltene Hilfe bei der Finanzierung der Publikationskosten.

In besonderer Weise prägend war für mich die Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Philologie in Greifswald und die Zusammenarbeit mit den dortigen Kolleg*innen. Ganz besonderer Dank gilt hier Jana Kießendahl, Martha Kuhnhenh und Pavla Schäfer für die vielen schönen Momente, die wir in unserer Freundschaft erlebt haben, aber auch dafür, dass sie mich zu Beginn der Arbeiten an diesem Projekt in so vielfältiger Weise unterstützt haben. Auch Nina Kalwa danke ich für die schöne gemeinsame Zeit in Greifswald, die Bestärkung bei der Arbeit am Projekt und die durch sie erfahrene Unterstützung. Weiterhin danke ich den Kolleg*innen, mit denen ich am Institut für Germanistik der Universität Wien zusammenarbeiten durfte. Rita Stiglbauer und Kira Kaufmann habe ich in dieser Zeit ganz besonders geschätzt – Danke an Euch für alles! Wie viel es wert ist, in einem Kollegium herzlich und freundlich aufgenommen zu werden, habe ich am Institut für Germanistik der RPTU in Landau erfahren. Vielen Dank an alle Kolleg*innen dort für die Zusammenarbeit und das angenehme Arbeitsumfeld! Für Zuspruch und Unterstützung in den Wirren, die Dissertation zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, danke ich im Besonderen Janin Adam, Georg Albert, Michael Bahn, Rafaela Kastor und Marion Lütke. Svenja Hermes und Myriam Goll danke ich dafür, dass sie mich so sehr bei der Korrektur und Endformatierung der Arbeit unterstützt haben. Eure Mühen haben maßgeblich zu einer erfolgreichen Abschlussphase beigetragen.

Darüber hinaus möchte ich dem Programm ‚KarriereWegeMentoring‘ der Universität Greifswald, namentlich Annette Ehmler und Angela Hoppe, danken. Die Teilnahme am Programm hat mir seinerzeit viele wichtige Impulse geliefert und auch über die Programmteilnahme hinaus durfte ich, gerade auch in schwierigen Momenten der Arbeit am Projekt besonders von Annette Ehmler vielfältige Unterstützung und Beratung erfahren. Heidrun Kämper danke ich an dieser Stelle nochmals – weil sie mich im Rahmen des Mentoring-Programms auch als Mentorin unterstützt hat. Die Treffen und Gespräche, in denen sie mich an ihren Erfahrungen im wissenschaftlichen Kontext teilhaben ließ, habe ich in äußerst positiver Erinnerung.

Abschließend, aber mitnichten zuletzt, danke ich weiteren Menschen aus meinem privaten Umfeld, ohne die Vieles nicht möglich – zumindest viel schwieriger – gewesen wäre. Annika, Jan, Lucas: Danke für die Freundschaft, familiären Zuspruch, Durchhalteparolen und die vielen kraftspendenden Pho-Suppen! Und natürlich meinen Eltern, Petra und Harald Diehr, denen ich dieses Buch widme: Euch verdanke ich alles.

Landau, im November 2024

Einleitung

Angela Merkel sagt, ein Land, in dem wir uns entschuldigen müssen, wenn ‚wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen‘, sei nicht ihr Land. Der luxemburgische Außenminister Jean Asselborn sagt, ‚wir‘ seien doch nicht in der Afrikanischen Union. Zwei Sätze, die sich angesichts der Flüchtlingskrise auf ein ‚Wir‘ berufen - auf die Identität Deutschlands und Europas. Beide Aussagen sind ein Versuch, Gemeinschaften zu einer Einigung zu bewegen. Aber: Geht das so einfach? Und: Was genau bedeuten die Sätze überhaupt? Eines zeigen die Politikerzitate deutlich: In der Debatte um Flüchtlinge verbirgt sich auch die Debatte über Identität. Diese Debatte läuft. In den Medien, auf den Straßen – und in der Politik. In Deutschland und der EU. Es geht um einen Staat und eine Staatengemeinschaft, die gerade mehr Flüchtlinge aufnehmen als je zuvor. Und um die Frage, wie mit ihnen umzugehen ist. Eine einfache Antwort auf diese Fragen gibt es nicht. Die Ausschreitungen von Heidenau [im August 2015, Anm. AD], ergebnislose EU-Ministertreffen und die andauernde Debatte in der Regierungskoalition zeigen, dass Einigkeit nur schwer herzustellen ist. Denn am Ende geht es auch um die Frage: Wer sind wir? Oder: Wer wollen wir sein? (SZ 2015-09-18b)

Das einleitende Zitat stammt aus einem Beitrag von Sophie Rohrmeier, der im September 2015 auf SZ ONLINE veröffentlicht wurde. Es ist angesiedelt in einem zeitgeschichtlichen Kontext, in dem die Länder der Europäischen Union, in besonderer Weise Deutschland, mit einer Migrationsentwicklung konfrontiert wurden, die an anderer Stelle auch als „größte Herausforderung, vor der Deutschland je stand“ (WO 2015-10-19b), bezeichnet wurde und die als sogenannte *Flüchtlingsthematik* bzw. *Flüchtlingskrise*¹ anhaltend zu einem dominierenden und kontroversen Gegenstand in der öffentlichen Auseinandersetzung wurde. Dass es bei den Fragen zum Umgang mit der stattfindenden Zuwanderung, in den damit verbundenen politischen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen und bei der Bewältigung der mit Migration zusammenhängenden Handlungsaufgaben um mehr als Fragen der Verteilung oder Integration von Geflüchteten geht, verdeutlicht Rohrmeier, indem sie betont, dass sich „[i]n der Debatte um Flüchtlinge [...] auch die Debatte über Identität [verbirgt]“. Migration und Zuwanderung stehen demnach in Verbindung zu Aspekten des gesellschaftlichen Selbstbildes, der Aushandlung

¹ Mitunter wird die Verwendung von Ausdrücken wie *Flüchtling(e)* bzw. *Flüchtlingsthematik* oder *Flüchtlingskrise* sprachkritisch kommentiert. Besonders für die Kollektivbezeichnung *Flüchtlinge* wird aber auch in der linguistischen Diskussion mittlerweile vermehrt auf eine eher neutrale Verwendungsweise verwiesen (vgl. Stefanowitsch 2015; Harnisch 2018; Kreußler & Wengeler 2018). Ich schließe mich diesem Forschungsstand an und sehe auch in den Ergebnissen der hier vorliegenden Arbeit einen Beleg dafür, dass Ausdrücke wie *Flüchtlinge*, *Flüchtlingskrise*, *Flüchtlingsthematik* etc. weitestgehend wertneutral verwendet werden, da sie zum einen Schlagwörter für den hier relevanten Diskursausschnitt sind und sie zum anderen auch als Diskursbezeichnungen besondere Bedeutung besitzen. Im Folgenden werde ich die genannten Ausdrücke wertneutral und im Sinne der Diskursbezeichnung verwenden, nutze aber vor allem für die Gruppe der ankommenden Menschen auch synonyme Bezeichnungsalternativen wie z. B. *Geflüchtete*.

von Zugehörigkeit und Abgrenzung, der Definition gemeinschaftlicher Zuschreibungen und sich daraus ergebender Entwürfe von Handlungsoptionen – kurz: sie stehen in Verbindung zu Aspekten von kollektiven Identitäten der Aufnahmegeellschaft(en). Die zentralen Fragestellungen in diesem Zusammenhang – „Wer sind wir? Oder: Wer wollen wir sein?“ – formuliert Rohrmeier ebenfalls pointiert, wobei auf sprachlicher Ebene Verschiedenes impliziert wird. Mit der Verwendung des Personalpronomens *wir* wird mit den Fragen nach Identität auf den Zusammenhalt eines Kollektivs bzw. das Zusammenleben einer Gemeinschaft referiert. Im ersten Teil der Fragestruktur wird mit dem Kopulaverb *sein* und der vorliegenden Prädikativkonstruktion ein Gegenwartsbezug verdeutlicht. Es wird also gefragt: Wer sind wir in diesem Moment? Wie erfahren wir uns selbst? Wie nehmen wir uns selbst wahr? Im zweiten Frageteil wird mit dem Modalverb *wollen* eine Zukunftsperspektive eröffnet und eine Wahl verschiedenen Möglichkeiten zur Gestaltung des Selbstbildes, zwischen verschiedenen Wir-Entwürfen und zwischen den sich daraus ergebenden Handlungsoptionen präsupponiert. Es zeigt sich also an oben genannter Textstelle beispielhaft, dass Identitätsfragen, wie sie hier schlaglichtartig angedeutet werden, ein relevanter Bestandteil öffentlicher Debatten sind. Geht man davon aus, dass im Kontext öffentlicher Diskurse eine Aushandlung von kollektiven, gesellschaftlichen Identitätsaspekten und damit zusammenhängenden Konstruktionen des Eigenen und des Fremden stattfindet, kann man – so eine grundlegende These in dieser Arbeit – auch von sogenannten Identitätsdiskursen sprechen. Vor allem dann, wenn es durch Migration und Zuwanderung zur direkten Begegnung mit Fremdgruppen kommt und Integration in die Aufnahmegeellschaft organisiert werden muss, erscheint die Definition dessen, was als das Eigene gesehen und anerkannt wird, als kollektives Bedürfnis und gesellschaftliche Notwendigkeit. Das Konzept der kollektiven Identität mit dem besonderen Fokus auf die Konstruktion des Eigenen und der damit im Zusammenhang stehende Identitätsdiskurs in einem konkreten Diskurszusammenhang – dem Kontext der Migration ab 2015 – bilden den zentralen Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit.

In dieser Studie geht es dementsprechend um einen kollektiven, diskursiv ausgehandelten Wissensbestand, der Aspekte der Selbstreflexion und Selbsterkenntnis, Fragen nach der Identifikation mit und Abgrenzung von Anderen, Überlegungen zur Positionierung angesichts spezifischer Kontextzusammenhänge und mögliche Ideen für gegenwärtiges und zukünftiges Handeln umfasst. Bei einer Annäherung an diesen Untersuchungsgegenstand ergeben sich zunächst folgende Beobachtungen: ‚Kollektive Identitäten‘ bzw. semantisch ähnliche Konzepte wie ‚deutsche Identität(en)‘, ‚kollektive Selbstbilder‘, ‚gesellschaftliche Selbstkonstruktionen‘ oder eben auch jene ‚Konstruktionen des Eigenen‘ sind als solches nicht gegenständlich und nur schwer erfassbar, hochgradig abstrakt und – besonders im gesellschaftlichen Zusammenhang – von Vagheit, Unbestimmtheit, Vielfältigkeit, Komplexität und Widersprüchen geprägt. Zugleich lässt sich aber auch ein stetiges Ringen um kollektive Selbstaspekte beobachten. Definitionsmomente des Eigenen werden erfragt, beschrieben, bestätigt, verworfen, Identitäten werden als bedroht

erfahren, auf Relevanz geprüft und gegenwärtiges bzw. zukünftiges gesellschaftliches sowie politisches Handeln wird an diesen Selbstkonzeptionen ausgerichtet. Weiterhin wird eine Aushandlung von gesellschaftlichen Selbstaspekten einerseits kritisiert, andererseits wird ihre Notwendigkeit im gesellschaftlichen Zusammenleben hervorgehoben und in diesem Rahmen auch zur Auseinandersetzung zu den oben aufgeworfenen Fragen, wer „wir“ sind und wer „wir“ sein wollen, angeregt. Es zeigt sich also, dass, obgleich ‚kollektive Identitäten‘ und die ‚Konstruktionen des Eigenen‘ hochgradig abstrakte und schwer zugängliche Konzepte darstellen, eine erkennbare Vergegenwärtigung, Beschreibung und Aushandlung über kollektive Identitätsaspekte stattfindet.

Es ist u. a. diese wahrgenommene Widersprüchlichkeit, die den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit auf den beschriebenen Ebenen kennzeichnet und zu seiner Komplexität beiträgt. Zugleich erschwert sie zunächst aber auch einen deskriptiv ausgerichteten, methodischen Umgang mit dem zu beobachteten Phänomen. Unstrittig ist jedoch, dass jede Form von Repräsentation und Aushandlung von Identitätsaspekten nur auf der Grundlage von sprachlich-kommunikativen Prozessen stattfinden kann und die Frage des Sprachgebrauchs im Zusammenhang mit Identitätskonstruktionen den wesentlichen Zugang zu einem Verständnis darüber, wer „wir“ sind bzw. wer „wir“ sein wollen, ermöglicht. Wenn also die Funktion sprachlich-kommunikativer Aushandlungsprozesse in den Konstruktionsprozessen von Identität und Eigenem als zentral angenommen wird, dann stellen linguistische Zugänge sowie die Erschließung und Beschreibung des Sprachgebrauchs eine Möglichkeit dar, ein tiefergehendes Verständnis zu Fragen des gesellschaftlichen Selbstbildes und der kollektiven Konstruktion des Eigenen zu erlangen.

Die vorliegende Arbeit setzt an dieser Stelle an und untersucht aus diskurslinguistischer Perspektive kollektive Konstruktionen des Eigenen der Aufnahmegesellschaft Deutschland, die im Kontext des Diskurszusammenhangs von Migration und Zuwanderung – genauer: im Kontext der ‚Flüchtlingskrise‘ ab 2015 – in der journalistischen Berichterstattung von Onlinezeitungen zu beobachten sind. Das zunächst theoretisch-orientierte Erkenntnisinteresse ist dabei auf ein Verständnis der Prozesse kollektiver Konstruktionen des Eigenen gerichtet und an folgende Fragestellungen gebunden:

- Was ist Identität? Was ist kollektive Identität? Welche Rolle spielt die Konstruktion des Eigenen in diesen Konzepten?
- Welchen Stellenwert besitzt die Aushandlung von Selbstbildern im Zusammenhang mit gesellschaftlichem Zusammenleben?
- Welche Rolle spielen Diskurse sowie Sprache und Kommunikation in Diskursen bei der Konstituierung gesellschaftlicher Selbstbilder?
- Welche Funktion(en) übernehmen Medien und journalistische Berichterstattung bei der gesellschaftlichen Konstruktion und Aushandlung des Eigenen?

Um diese Fragen beantworten zu können, wird in den folgenden Kapiteln 2 und 3 die theoretische Grundlage für die Beschäftigung mit kollektiven

Identitätsaspekten und Konstruktionen des Eigenen geschaffen. Dabei geht es zum einen darum, zentrale Begriffe der Arbeit einzugrenzen und damit verbundene Konzepte genauer zu erläutern, zum anderen geht es um eben jenes, mit den Fragen verbundene, allgemeine Verständnis von ‚Identität‘ und ‚Konstruktionen des Eigenen‘. In Kapitel 2 wird die erkenntnistheoretische und epistemologische Basis geschaffen, die aus sozialkonstruktivistischer Perspektive formuliert wird und Annahmen zum Verhältnis von Gesellschaft und kollektiven Wissensbeständen sowie die Bedeutung von sprachlich-kommunikativen Praktiken in diesen Prozessen umfasst. Weiterhin wird das vorliegende Untersuchungsanliegen in diskurslinguistischen Forschungszusammenhängen verortet, die ebenfalls die sprachliche Konstruiertheit gesellschaftlicher Wissensbestände und kollektiver Denkformen untersuchen sowie die damit verbundene Bedeutung von Diskursen hervorheben. Anschließend werden Verbindungen des Forschungsvorhabens zur kulturwissenschaftlich orientierten Linguistik aufgezeigt. Diese ergeben sich einerseits durch die angenommene Wechselwirkung von Sprache, Kultur und Gesellschaft, aber andererseits auch durch den vorliegenden Untersuchungsgegenstand und das konkrete Untersuchungsmaterial selbst. Die Betrachtungen in Kapitel 3 widmen sich im Anschluss daran dezidiert dem Konzept der ‚Identität‘, indem begriffliche Eingrenzungen vorgenommen und zentrale Vorannahmen und Untersuchungszusammenhänge formuliert werden. Ausgehend von allgemeinen Annäherungen an die Begriffe ‚Identität‘, ‚kollektive Identität‘ und einem Fokus auf die ‚Konstruktion des Eigenen‘ wähle ich hierbei einen multiperspektivischen Zugang. In diesem Rahmen stelle ich Identitätskonzepte aus wissenschaftlicher Perspektive dar, erläutere Identität als eine sprachlich-kommunikative Kategorie, beschreibe das Konzept der Identitätsdiskurse sowie deren Relevanz in Migrationszusammenhängen und erfrage die Bedeutung journalistischer Berichterstattung in diesen Prozessen. In Kapitel 2 und Kapitel 3 geht es diesen Betrachtungen folgend also um unterschiedliche Aspekte: die Erläuterung der epistemologischen Grundlage, eine Verortung der Arbeit in Forschungsdisziplinen und die Erschließung der oben genannten theoretisch orientierten Fragestellungen. Darüber hinaus dienen die Darstellungen aber auch dazu, einen einschlägigen und relevanten Forschungsstand zu benennen sowie die Forschungslücke(n) zu identifizieren, an welche die hier vorliegende Arbeit anschließt. Zusätzlich werden in diesem Zusammenhang auch erste deduktive Analysekatoren für die empirische Untersuchung von kollektiven Identitätskonstruktionen bzw. Konstruktionen des Eigenen erfragt.

Nach der Formulierung der theoretischen Ausgangsbasis werden in Kapitel 4 methodische und forschungspraktische Zugänge zur anschließenden diskurslinguistischen Analyse von kollektiven Konstruktionen des Eigenen im Migrationsdiskurs ab 2015 erläutert. In diesem Zusammenhang beschreibe ich den Untersuchungsgegenstand genauer – zum einen anhand eines Überblicks zu den Migrationsentwicklungen ab 2015, zum anderen anhand des Forschungsstandes zu Sprache in Migrationsdiskursen. Weiterhin stelle ich die Genese und den Aufbau des zugrundeliegenden Textkorpus, die für die Untersuchung relevanten deduktiven und induktiven Analysekatoren sowie das für die Rekonstruktion und

Beschreibung von Konstruktionen des Eigenen entwickelte System der Analyseebenen vor.

Im Anschluss an die theoretischen und methodischen Vorbetrachtungen erfolgt die empirische Analyse des Datenmaterials. Die diskurslinguistische Untersuchung kollektiver Konstruktionen des Eigenen orientiert sich neben dem bereits formulierten theoretischen Forschungsfokus dann an einem anwendungsbezogenen Erkenntnisinteresse, das sich in einem zweiten Fragekomplex verdeutlicht:

- Wie kann ein methodischer Zugriff auf die kollektive Konstruktion des Eigenen im Diskurs erfolgen?
- Welche sprachlichen Mittel geben Einblick in die Konstruktion des Eigenen bzw. sind in diesen Zusammenhängen als relevant zu erachten?
- Wie verlaufen die Konstruktion und die Aushandlung des Eigenen auf einer kollektiven Ebene in einem konkreten diskursiven Zusammenhang, der Migrationsthematik ab 2015?
- Welche gesellschaftlichen Selbstbilder werden innerhalb eines konkreten Diskursausschnitts zu Migration und Zuwanderung konstruiert und diskursiv verhandelt? Welche Entwicklungen ergeben sich im Verlauf eines Untersuchungszeitraumes?

Der empirische Teil der Arbeit beginnt in Kapitel 5 mit einer inhaltlich-thematischen Analyse der Korpustexte, die einen ersten Zugang zum Untersuchungsmaterial und einen Überblick über die in den Texten der journalistischen Berichterstattung identifizierten Themen der Auseinandersetzung zu Migration und Zuwanderung ab 2015 ermöglicht. Von Bedeutung wird in diesem Zusammenhang auch sein, Identitätsdiskurse als einen Bestandteil der Berichterstattung zu erfragen und sie in einem Schema von Themenschwerpunkten zu verorten. Im anschließenden Kapitel 6 werden auf Analyseebene I Kategorien der kollektiven Selbstbeschreibung untersucht, was vor allem sprachliche Mittel umfasst, mit deren Hilfe auf die Eigengruppe referiert wird. Die hier gewählten Analysekategorien betreffen unterschiedliche Ebenen des Sprachsystems und zeigen verschiedene Aspekte der Konstruktion des Eigenen auf. Im Fokus der auf Analyseebene I durchgeführten Untersuchungen stehen Nomina collectiva, die Verwendung des Personalpronomens *wir*, die Untersuchung zentraler lexikalischer Einheiten im Diskursausschnitt, Fragen zur Selbstkonstruktion aus Fremdperspektive und die Verwendung bzw. Funktion von Interrogativsätzen im Rahmen von Identitätsdiskursen. Auf Analyseebene II (Kapitel 7) geht es dann um die frame-semantische Analyse von Zuschreibungen an Konstruktionen des Eigenen und relevante Metaphernkonzepte. Anhand der Identifikation von Frames im Kontext der Schlüsselwörter *Flüchtlingskrise* und *Willkommenskultur* sowie im Zusammenhang mit Selbstbeschreibungen der Aufnahmegesellschaft Deutschland werden Darstellungen des kollektiv Eigenen, damit verbundene Selbstaspekte und sich aus diesen Darstellungsperspektivierungen ergebende Handlungsimplikationen im Umgang mit Migration und Zuwanderung aufgezeigt. Analyseebene III (Kapitel 8) orientiert sich an der Annahme, dass für Konstruktionen des Eigenen auch Bezüge auf die Vergangenheit und kollektive Erinnerungen von Bedeutung sind und

fokussiert dementsprechend historische Verweise im Untersuchungsmaterial. Neben allgemeinen Annäherungen an den im Material dargestellten Vergangenheitsbezug greife ich drei für das Material relevante Themenkomplexe historischer Verweise heraus und stelle sie tiefergehend dar: Erfahrungen aus den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts, die Erfahrung der Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands und die Erfahrungen vergangener Migrationen mit dem Fokus auf die bundesdeutsche Geschichte. Kapitel 9 resümiert die Befunde und greift die formulierten Fragen auf, um sie mit Blick auf die Ergebnisse der theoretischen und empirischen Betrachtungen sowie in Hinblick auf den methodischen Zugriff zu beantworten. In Kapitel 10 formuliere ich entsprechende Schlussbemerkungen.

Die vorliegende Studie ist den Ausführungen entsprechend durch ein theoretisches und empirisches Erkenntnisinteresse gekennzeichnet, wobei der Schwerpunkt der Arbeit in der methodisch-forschungspraktischen Umsetzung und der anwendungsorientierten Erschließung von Konstruktionen des Eigenen liegt. Besonders mit Blick auf die methodische Umsetzung des Forschungsinteresses lassen sich für den vorliegenden Untersuchungszusammenhang zusammenfassend folgende Kennzeichen festgehalten: Die Studie zur kollektiven Konstruktion des Eigenen im Migrationsdiskurs ab 2015 orientiert sich an deduktiven und induktiven Analysekategorien und umfasst zentrale Analysekategorien diskurslinguistischer Forschung, z. B. Lexik, Metaphorik und Argumentation, greift darüber hinaus aber noch weitere Analysezugänge auf und bindet sie in die Beschreibung von kollektiven Identitätskonstruktionen ein. Es ergibt sich so ein komplexes Forschungsdesign, in dem einzelne Teilanalysen aufeinander aufbauen bzw. ineinander übergreifen. Die einzelnen Forschungsschritte sind durch einen Methodenmix gekennzeichnet, der vor allem qualitative Untersuchungszugänge fokussiert, aber auch durch gezielte quantitative Anfragen ergänzt wird. Die quantitativen Anfragen ermöglichen Zugänge zum ausgewählten Phänomen im Untersuchungsmaterial, geben einen Überblick über zentrale Vorkommen im Gesamtkorpus und verhelfen zur Identifikation relevanter Muster des Sprachgebrauchs in Hinblick auf die Konstruktion des Eigenen im Diskursausschnitt. Die vorrangig qualitative Ausrichtung der diskurslinguistischen Untersuchung zeigt sich dann jedoch in gezielten Tiefenanalysen und der Arbeit mit konkreten Belegstellen aus dem Untersuchungsmaterial. Hinweise zur methodischen Umsetzung einzelner Teilanalysen werden im Kontext der einzelnen Analyseschritte ggfs. genauer erläutert und gezielt mit Blick auf das jeweils spezifische methodische Vorgehen dargestellt.

Die Ziele der vorliegenden Studie zur kollektiven Konstruktion des Eigenen lauten den Betrachtungen entsprechend wie folgt:

1. Es soll ein grundlegendes Verständnis von Identitätskonstruktionen und damit verbundenen Konstruktionen des Eigenen erarbeitet und für einen spezifischen Diskurszusammenhang zu Migration und Zuwanderung formuliert werden. Der besondere Forschungsfokus liegt dabei auf der sprachlichen Konstruktion gesellschaftlicher Selbstbilder, die zu kollektiven Konstruktionen des Eigenen beitragen, und den dabei zu beobachtenden

Mechanismen der sprachlich-kommunikativen Gestaltung und Aushandlung.

2. In einem so formulierten Untersuchungszusammenhang möchte ich mit dieser Studie auch einen Beitrag zur diskurslinguistischen Erforschung gesellschaftlichen Sprachgebrauchs und kollektiven Wissensbeständen in einem spezifischen Diskurszusammenhang leisten. Indem hier im Besonderen Migrationsdiskurse in den Blick genommen werden, geht es um gesellschaftliche Denkformen und Wissensbestände, die in besonderer Weise zur Auseinandersetzung mit dem kollektiv Eigenen anregen. Da Migrationsdiskurse nicht nur im Kontext der Flüchtlingsthematik ab 2015, sondern auch in anderen Entwicklungszusammenhängen und aktuellen Zuwanderungserfahrungen von entscheidender Bedeutung für das gesellschaftliche Zusammenleben sind, verweisen sie in besonderer Weise auf eine sich stetig entwickelnde Gesellschaft und prägen auch gegenwärtiges und zukünftiges gesellschaftliches und politisches Handeln in vielfältiger Art und Weise.
3. Indem ein diskurslinguistischer Zugang gewählt wird, sollen sprachwissenschaftliche Möglichkeiten zur Erschließung des hochkomplexen und abstrakten Gegenstands ‚(kollektive) Identität‘ bzw. ‚Konstruktion des Eigenen‘ vorgestellt und damit forschungspraktische Wege zur Operationalisierung von Identitätsdiskursen erschlossen werden. In diesem Zusammenhang wird von besonderem Interesse sein, mögliche Analysekatégorien, die sinnvoll und zielführend für die Untersuchung kollektiver Selbstzuschreibungen sind, zu identifizieren und deren Beschreibungspotenzial in der Untersuchung praktisch umzusetzen.

In den genannten Zusammenhängen geht es ausdrücklich um einen vor allem deskriptiven Zugang zum Sprachgebrauch in Identitätsdiskursen im Kontext von Migration und Zuwanderung und damit die eher analytische Beschäftigung mit den Konzepten ‚(kollektive) Identität‘ bzw. ‚Konstruktion des Eigenen‘. Es ist nicht das Ziel der Arbeit, auf Grundlage der Analysen zu einer kritischen Bewertung von formulierten Identitätskonzepten oder der journalistischen Berichterstattung – z. B. in Hinblick auf die kontrastive Darstellung und Formen der Berichterstattung unterschiedlicher Onlinezeitungen – zu gelangen.

THEORIE

Grundlagen: Konstruktivismus – Diskurslinguistik – Sprache und Kultur

2.1 (Sozial-)Konstruktivismus

Dem Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit und dem damit verbundenen Terminus *Konstruktionen des Eigenen* ist inhärent, dass gesellschaftliche Selbstbilder nicht als per se gegeben aufgefasst werden, sondern dass sie als Produkte von Aushandlungsprozessen, an denen unterschiedliche Akteur*innen beteiligt sind, verstanden werden. Dieser grundlegenden Annahme entspricht auf einer erkenntnistheoretischen Ebene ein sozialkonstruktivistischer Zugang zur Untersuchungsthematik. Konstruktivistisches Denken zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass eine beobachtungsunabhängige Erfassung von ontologisch gegebener Wirklichkeit in Frage gestellt wird. Dieses eher skeptische Denken lässt sich in Grundzügen bereits im 4. Jahrhundert vor Christus bei den Vorsokratikern beobachten und durchzieht die Geschichte der Wissenschaftstheorien, vor allem im Bereich der Philosophie (vgl. von Glasersfeld 1997: Kap. 2; Pörksen 2011). Eine wichtige Grundlage bilden hier u. a. die Arbeiten von Immanuel Kant. Die *Kritik der reinen Vernunft* erschien in zwei Auflagen 1781 und 1787 und gilt als „epochenmachender Text der Neuzeit“ (Kunzmann, Burkard & Wiedmann 2005: 137) und „Schlüsselwerk des Konstruktivismus“ (Geier 2011: 24). Indem Kant die Transzendentalphilosophie begründet, formuliert er die Erkenntnis, dass Grenzen und Möglichkeiten des menschlichen Erkennens existieren. Das Erfahren der Welt kann dementsprechend nur durch ein Zusammenspiel von Sinneswahrnehmung und Verstand gelingen. Die transzendente Ästhetik, die „Überlegungen zu Raum und Zeit als subjektive Anschauungsformen“, eine „Philosophie mathematischer (geometrischer und arithmetischer) Konstruktionen“ sowie „Reflexionen über die Prinzipien einer selbstbewusst betriebenen Naturwissenschaft“ enthält, führt zur „Revolution der *metaphysischen* Denkart“ (Geier 2011: 29, Herv. i. O.) und zur sogenannten kopernikanischen Wende. Hierbei geht es im Kern darum, dass Erfahrung immer nur an Erscheinungen und nicht an den Gegenständen selbst ausgerichtet ist. Bei Kant selbst heißt es dazu u. a.:

Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntnis derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll. (Kant KrV B XVI)

Kants Ideen zur transzendentalen Ästhetik als eine „rein rationale Analyse des menschlichen Verstandes“ begründen in vielerlei Hinsicht eine relevante Grundlage konstruktivistischen Denkens und „bietet ein Modell, das [...] fundamental ist für konstruktivistische Orientierung“ (Glaserfeld 1997: 78). Vor allem im radikal-konstruktivistischen Ansatz werden Kants Ideen zur Erkenntnis von Gegenständen als Erscheinungen als Grundgedanken aufgenommen: „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht, und brauche es auch nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders, als in der Erscheinung vorkommen kann“ (Kant KrV II: A 277).

Im 20. Jahrhundert entwickelte sich die Denkrichtung des Konstruktivismus. In ihren kompromissloseren Varianten – z. B. dem Radikalen Konstruktivismus – gehen Denkende, zugespitzt formuliert, davon aus, dass Wirklichkeit nicht mehr gefunden, sondern vielmehr *erfunden* wird (vgl. Maturana & Varela 1992; Foerster 1993; von Glaserfeld 1997; Maturana 1998; Watzlawick 2016: Vorwort). Andere, eher sozialkonstruktivistische Zugänge sehen soziale Prozesse zwischen Individuen als zentralen Ausgangspunkt für jede Form von Wirklichkeitserfahrung. In Bezug auf den Einbezug von Sprache in das epistemologische Grundverständnis von Wirklichkeit und Erkennen stellt der *linguistic turn* (vgl. Rorty 1992) – also jene Zuwendung zu Sprache und sprachlichem Handeln im Rahmen der Philosophie, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts datiert werden kann, – eine weitere wichtige Implikation dar. Im Rahmen dessen ist die Idee zentral, dass „es ‚die Phänomene selbst‘ ohne ihre sprachliche Vermittlung nicht gibt“ (Jäger 2018: 307). Vor allem die Arbeiten von Ludwig Wittgenstein stellen hier wichtige Grundlagen dar, insbesondere sein Spätwerk, die „Philosophischen Untersuchungen“ (vgl. 1997). Wittgenstein widmet sich hier der Abkehr von einer Abbildtheorie der Sprache und dem sprachphilosophischen Erkenntnisinteresse, ‚Bedeutung‘ als gebrauchsunterstütztes Konzept zu erfassen.² In diesem Kontext entwickelt er die Idee von ‚Sprachspielen‘ und damit jenen kontextuellen Verwendungsweisen des Sprachgebrauches, die auch spezifische Bedeutungsperspektiven implizieren. Dieses Konzept als Grundlage einer *ordinary language philosophy* bietet einen wichtigen Ausgangspunkt, zum einen für pragmatische Zugänge zur Beschäftigung mit handlungsorientierten Sprachkonzepten, zum anderen aber auch für ein konstruktivistisches Verständnis vom Zusammenhang von Sprache und Erkennen.³

Die Ausgangsprämissen des Konstruktivismus – im Sinne zentraler Denkmuster, die verschiedene konstruktivistische Ansätze miteinander verbinden – lassen

² Wittgensteins sprachphilosophische Betrachtungen und deren Bedeutung für (sprach-)philosophisches Denken können hier nur ansatzweise wiedergegeben werden. Zur tiefergehenden Darstellung siehe u. a. Auer 1999: 66ff., Schneider 2002 und Raatzsch 2008. Eine Diskussion des Sprachspiel-Konzeptes in Hinblick auf das Verhältnis von Sprache und Welt bietet u. a. Schneider 1995, zur Auseinandersetzung mit Wittgenstein und konstruktivistischem Denken siehe auch Gardt 2018.

³ Auer (1999: 63) hebt hervor, dass Wittgenstein mit der Gebrauchstheorie und dem Nachdenken über Bedeutung von Sprache im Gebrauch eigentlich eher einer klassisch semantischen Disziplin zuzuordnen sei, er aber vor allem deshalb für Pragmatik Relevanz hat, da „er auf der Suche nach einer Beantwortung der Frage nach der Bedeutung in seinem Spätwerk notwendigerweise zur theoretischen Beschäftigung mit sprachlichem Handeln kommt“.

sich nach Pörksen (2011: 10f.) folgendermaßen zusammenfassen: Wirklichkeitswahrnehmungen werden als Ergebnis von Konstruktionsprozessen angesehen, die von soziokulturellen, biologischen und kognitiven Bedingungen bestimmt werden. In diesem Zusammenhang wird keinesfalls die Existenz einer ontologischen Realität negiert, es wird vielmehr behauptet, dass Individuen keinen Zugang zu ihr finden, da Wahrnehmungen immer von subjektiven Eindrücken und individuellen Erfahrungen sowie den sozialen Gefügen, in denen Individuen leben, geprägt sind. Aus diesem Grund wird im Rahmen konstruktivistischer Ansätze versucht, anhand von epistemologisch zu verstehenden *Wie-Fragen* die Bedingungen bestimmter Wirklichkeitskonstruktionen zu ergründen. Innerhalb des Erkenntnisprozesses rückt somit das beobachtende Individuum in den Mittelpunkt. Da Beobachtende immer nur in der Lage sind, einen bestimmten Ausschnitt der Umgebung wahrzunehmen, erscheint ein umfassendes und ausschöpfendes Erkennen ‚der Realität‘ unmöglich, was auch mit einem Abschied von absoluten Wahrheitsvorstellungen einhergeht. Wirklichkeiten und Wahrheiten können nun pluralistisch auftreten und voneinander differenziert werden.⁴ Im Laufe der Zeit haben sich, wie bereits angedeutet, viele unterschiedliche Ausprägungen des Konstruktivismus gebildet. Die genannten Grundideen werden dabei in unterschiedlicher Art und Weise weiter ausdifferenziert. Für die vorliegende Arbeit und die Beschäftigung mit dem hier gewählten Untersuchungsgegenstand sind vor allem die sozial ausgerichteten Varianten des Konstruktivismus von Interesse: zum einen der *Sozialkonstruktivismus* nach Berger und Luckmann (2012 [1966]) sowie zum anderen der *Kommunikative Konstruktivismus*, der von Keller, Knoblauch und Reichertz (2013; vgl. auch Knoblauch 2017) formuliert wurde. In beiden Ansätzen spielen gesellschaftliche Wissensbestände und die Rolle von Sprache und Kommunikation bei der Etablierung des gesellschaftlichen Wissens eine zentrale Rolle, weshalb sie im Folgenden zumindest skizzenhaft und überblicksartig anhand zentraler Grundaussagen vorgestellt werden.

Im Gegensatz zu anderen Varianten des Konstruktivismus – z. B. dem Radikalen Konstruktivismus, in dem die Rolle des Individuums bei den Prozessen der Wirklichkeitskonstruktion betont wird (vgl. von Glasersfeld 1997) – fokussiert der Sozialkonstruktivismus den sozialen Charakter jeder Form von Wirklichkeit. Die Grundannahme lautet dementsprechend, dass Wirklichkeit ein gesellschaftliches Produkt ist und intersubjektiv erzeugt wird. Als Begründer und wichtige Vertreter dieses Ansatzes gelten die Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann, die Grundlagen der phänomenologischen Soziologie von Alfred Schütz (vgl. 1993; Luckmann & Schütz 1991) aufgegriffen und mit dem besonderen Fokus auf die Frage, wie es zu der angenommenen Objektivität einer gesellschaftlich

⁴ Pörksen benennt, über die genannten Merkmale konstruktivistischen Denkens hinaus, noch weitere, v. a. das „Konzept der Autonomie“ im Sinne von Eigengesetzlichkeit sowie das „Interesse an zirkulären und paradoxen Denkfiguren“ (vgl. Pörksen 2011: 13f.).

konstruierten Wirklichkeit kommen kann, fortgeführt haben.⁵ Die Theorie von Berger und Luckmann umfasst in einem ersten Schritt Überlegungen zum Phänomen der Wirklichkeit selbst, das in verschiedene Erscheinungsformen differenziert wird. Die zentrale und übergeordnete Stellung nimmt hierbei die „Alltagswirklichkeit“ ein, die das „Hier“ und „Jetzt“ (Berger & Luckmann 2012: 38) der Gegenwart umfasst, aber auch vergangene und zukünftige Begebenheiten einschließt.⁶ Die Alltagswirklichkeit ist auch der Ort, an dem Begegnungen und Interaktionen mit anderen Menschen stattfinden und wo der Raum für gesellschaftliches Leben gegeben ist. Innerhalb der Alltagswirklichkeit bilden sich Gesellschaft, Normen und Institutionen – also die Objektivationen, die das Erleben prägen, allen voran Zeichen und Zeichensysteme wie die Sprache. Außerdem findet gesellschaftliche Interaktion innerhalb der Alltagswirklichkeit statt.⁷ Für Aushandlungsprozesse innerhalb gesellschaftlicher Strukturen und den darin verankerten Interaktionen ist für Berger und Luckmann ein gesellschaftlicher Wissensvorrat von Bedeutung. Sie greifen also gezielt den Wissensbegriff auf und verorten ihn innerhalb des sozialkonstruktivistischen Ansatzes. Wie der Begriff der Wirklichkeit wird auch der Begriff des Wissens bei Berger und Luckmann differenziert und unterschiedlichen Typisierungen zugeordnet. An herausragender Stelle umfasst er das sogenannte „Rezeptwissen“ (vgl. Berger & Luckmann 2012: 44), also Wissen darüber, wie bestimmte Dinge in der Alltagswelt funktionieren bzw. wie konkrete Ziele verfolgt werden können. Gegenseitig versichert man sich in der gesellschaftlichen Interaktion der Gültigkeit des Rezeptwissens, sodass es Bestand behält oder modifiziert werden kann. Es ermöglicht ein Zurechtfinden und Leben in der Alltagswirklichkeit und legitimiert dadurch seine Notwendigkeit, sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft und die objektivierte Wirklichkeit (vgl. Berger & Luckmann 2012: 45). Alltagswissen ist weiterhin nach Relevanzen unterteilt, also nach der Bedeutung, die konkretes Wissen für ein Individuum im Alltag hat, und durch unterschiedliche Distribution gekennzeichnet (vgl. Berger & Luckmann 2012: 46f.). Unterschiedliche Distribution meint hier, dass nicht alle Individuen über den gleichen Wissensbestand verfügen. Allgemein verfügt neben der Vorstellung von Wirklichkeit also auch Wissen bei Berger und Luckmann über eine bestimmte

⁵ Heinz Abels (2010: 84) fasst das Erkenntnisinteresse von Berger und Luckmann mit folgender Frageformulierung pointiert zusammen: „Wie kommt es, dass der Mensch leicht vergisst, dass er es ist, der die Welt geschaffen hat?“.

⁶ Von der Alltagswirklichkeit grenzen Berger und Luckmann andere Formen der Wirklichkeitserfahrung ab, die sie „umgrenzte Sinnprovinzen“ (Berger & Luckmann 2012: 28) nennen, z. B. die Welt der Träume, der Phantasie, des Theaters oder der Wissenschaft. Der Mensch sei dabei in der Lage, sich von einer Wirklichkeit in eine andere zu bewegen. Eine Situation, die diesen ‚Wirklichkeitsübergang‘ verdeutlicht, erfährt man bspw. am Morgen nach einem intensiven Traumerlebnis in der Nacht, wenn man feststellt, dass das im Traum Erlebte nicht ‚der Realität‘ entspricht und man sich erst wieder in diese zurückfinden muss. Solch eine „umgrenzte Sinnprovinz“ wie eben jener Traum bzw. der Übergang in die alltägliche Wirklichkeit kann allerdings nur mit den Maßstäben der Alltagswirklichkeit wahrgenommen und erlebt werden, weshalb die Alltagswirklichkeit als übergeordnete Wirklichkeitswahrnehmung konzeptualisiert wird.

⁷ Berger und Luckmann nennen die Alltagswirklichkeit aus diesen Gründen auch „Wirklichkeit par excellence“ (Berger & Luckmann 2012: 25) und unterstreichen damit ihre übergeordnete Position.

Ordnung, welche zwischen Mitgliedern einer Gesellschaft als selbstverständlich übermittelt wird. In diesem Zusammenhang nimmt Sprache als Grundlage des gesellschaftlichen Wissensvorrates sowie als zentrales Mittel für dessen Aushandlung eine fundamentale Rolle ein.

Um die gesellschaftlichen Mechanismen zu ergründen, die zu einer objektiv wahrgenommenen Wirklichkeit führen, fragen Berger und Luckmann in einem nächsten Schritt nach den Entstehungsgründen und -bedingungen von Gesellschaft. Dafür beziehen sie sich auf die philosophisch anthropologischen Ausführungen von Helmut Plessner und Arnold Gehlen (z. B. Plessner 1975; Gehlen 1986), die betonen, dass der Mensch seiner Natur entsprechend an keine bestimmte Umweltsituation gebunden, also unspezifisch und weltoffen veranlagt ist, weshalb sich für ihn die Notwendigkeit ergibt, sich eine eigene Welt zu schaffen, in der er existieren kann. So konstruiert der Mensch soziale und gesellschaftliche Ordnungen, in denen er sein Leben entfaltet, die aber auch seine Entwicklungen prägen. Die Menschwerdung findet folglich nur innerhalb der vom Menschen selbst geschaffenen gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Ordnungen statt, die den menschlichen Lebensraum bilden. Berger und Luckmann (vgl. 2012: 53ff.) bekräftigen dabei, dass gesellschaftliche Ordnungen nicht rein biologischer Natur sind, sondern sich im Laufe langer Konstruktionsprozesse herausgebildet haben, was den nicht-ontologischen Status von Gesellschaft unterstreicht. Menschsein bedeutet, in einer Gesellschaft mit anderen zu existieren und sich dort zu entwickeln – ein Mensch ist demzufolge auch immer ein „Homo socius“ (Berger & Luckmann 2012: 54). Mit diesen Argumenten begründen Berger und Luckmann die Notwendigkeit, die gesellschaftliche Strukturen für den Menschen und seine Lebensumstände haben. Sie schaffen den Lebensraum, der dem Menschen von Natur aus nicht gegeben, für ihn aber überlebenswichtig ist.

In einem weiteren Schritt stellen Berger und Luckmann (vgl. 2012: 53ff.) dann eine ‚Theorie der Institutionalisierung‘ vor, die zu erklären versucht, wie stabile gesellschaftliche Ordnungen entstehen, die ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr als Konstruktionen hinterfragt werden. Den Beginn von Institutionalisierung sehen sie im Prozess der Habitualisierung:

Alles menschliche Tun ist dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden *als* Modell aufgefaßt wird. Habitualisierung in diesem Sinne bedeutet, daß die betreffende Handlung auch in Zukunft ebenso und mit eben der Einsparung von Kraft ausgeführt werden kann. Dies gilt für nichtgesellschaftliche wie für gesellschaftliche Aktivitäten. (Berger & Luckmann 2012: 56, Herv. i. O.)

Bei der Habitualisierung handelt es sich demzufolge um immer gleich ablaufende Handlungsschemata, die dem Individuum dazu verhelfen, unter Kraftersparnis bestimmte Ziele zu erreichen. Außerdem beschränken diese habitualisierten Handlungsabläufe die Auswahl der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und haben somit auch die Bedeutung der psychologischen Entlastung. Werden habitualisierte

Handlungsabläufe aufgrund einer besonderen Relevanz wechselseitig typisiert und somit geordnet, sprechen Berger und Luckmann (2012: 58f.) von „Institutionalisierung“, was ebenfalls eine bestimmte Form der Normierung und die Generalisierung von Erwartungen beinhaltet (vgl. Abels 2010: 99). Institutionen unterliegen des Weiteren der sozialen Kontrolle und zeichnen sich darüber hinaus durch Historizität aus (vgl. Berger & Luckmann 2012: 58). Der Kontrollcharakter äußert sich u. a. durch die typisierten Verhaltensmuster, nach denen sich die Mitglieder einer Gesellschaft richten und die einen Verhaltensablauf vorgeben. Historizität wiederum beschreibt das allmähliche Entstehen von typisierten Handlungsabläufen, da diese sich in Prozessen über die Zeit entwickeln. Außerdem können die entstandenen Institutionen auch nur im Kontext ihrer Geschichte verstanden werden (vgl. Berger & Luckmann 2012: 58). Die interaktional entstandenen Typisierungen verdichten sich in ihrer Abfolge zu einem komplexen Rollenspiel und prägen so die Institution. Infolgedessen werden nicht nur die Handlungen, sondern auch die Akteursrollen typisiert. Für Berger und Luckmann ist es das oberste Ziel dieses Prozesses, Individuen dazu zu befähigen, die Handlungen des Anderen vorhersehen zu können, wiederum im Sinne der Kraftersparnis und „seelischen Ökonomie“ (Berger & Luckmann 2012: 61). Ist dieser Prozess fortgeschritten und sind die typisierten Handlungs- und Interaktionsabläufe gefestigt, erreichen diese Institutionen einen Status, in dem sie ihre „eigene Wirklichkeit“ besitzen und dem Menschen ein „äußeres, zwingendes Faktum“ (Berger & Luckmann 2012: 62) gegenüberstellen: Eine Welt des „So macht man das“ (Berger & Luckmann 2012: 63) ist entstanden und festigt sich im Bewusstsein. Nun sei es möglich, von einer „gesellschaftlichen Welt im Sinne der zusammenhängenden, gegebenen Wirklichkeit zu sprechen, die dem Menschen wie die Wirklichkeit der natürlichen Welt gegenübersteht“ (Berger & Luckmann 2012: 63). Mit einer solchen Zuschreibung von Objektivität können gesellschaftliche Strukturen dann generationsübergreifend weitergegeben werden, wobei mit steigender Historizität auch der ontologische Charakter der Institutionen zunimmt. Den Umstand, dass sich gesellschaftliche und soziale Ordnungen etablieren und vor allen Dingen auch Bestand haben, führen Berger und Luckmann auf verschiedene Legitimierungsmechanismen zurück, welche die Plausibilität von institutionellen Strukturen immer wieder unterstreichen und damit zu ihrem Fortbestand beitragen. Legitimierungen dieser Art sehen Berger und Luckmann als „sekundäre Objektivation“ (Berger & Luckmann 2012: 98), bei der eine neue Sinnhaftigkeit entsteht und die besonders dann notwendig wird, wenn entstandene Objektivationen weitergegeben werden müssen, z. B. von einer Generation an die nächste. Die historisch prozessuale Entstehung sowie die auf verschiedenen Stufen verlaufende Legitimierung von gesellschaftlichen und sozialen Ordnungen führen somit zu einer wahrgenommenen Objektivität von gesellschaftlichen Strukturen.⁸

⁸ Legitimierung institutioneller Ordnungen vollzieht sich nach Berger und Luckmann auf vier Ebenen. Die erste Ebene umfasst das Wissen, das fraglos hingenommen wird. Beispielhaft verdeutlicht wird dies an den „Warum“-Fragen, die häufig von Kindern gestellt werden und die mit „So ist es eben“ bzw. „Das macht man so“ (Berger & Luckmann 2012: 101) beantwortet werden können. Auf

Sie müssen im Alltag nicht mehr hinterfragt werden, sondern werden schlicht als gegeben hingenommen. Die Weitergabe und Vermittlung von gesellschaftlichen Ordnungen umschreiben Berger und Luckmann mit dem Begriff „Sozialisation“. In diesem Prozess wird ein Mensch als Mitglied in eine Gesellschaft integriert, was deshalb notwendig ist, da er das von Natur aus nicht ist (vgl. Berger & Luckmann 2012: 139). Soziale, kulturelle und institutionelle Strukturen werden so zu einer „Gesellschaft als subjektive[r] Wirklichkeit“ (Berger & Luckmann 2012: Kap. III). Gesellschaft ist dann sowohl auf objektivierter als auch auf subjektiver Ebene erfahrbare Wirklichkeit.

Mit den dargestellten Aspekten der Institutionalisierung, Legitimierung und Sozialisation liefern Berger und Luckmann einen möglichen Erklärungsversuch, wie Gesellschaft und Institutionen prozesshaft entstehen und dem Menschen als objektiv gegeben erscheinen. Sie betonen dabei jedoch, dass es sich bei der wahrgenommenen Gegenständlichkeit der institutionalen Welt immer um eine Form von Objektivierung und nicht um einen ontologischen, vorgegebenen Status handelt. Daraus ergibt sich das Paradoxon, dass „der Mensch fähig ist, eine Welt zu produzieren, die er dann anders denn als ein menschliches Produkt erlebt“ (Berger & Luckmann 2012: 65). Das wechselseitige Verhältnis von Mensch und Gesellschaft beschreiben sie auch folgendermaßen: *„Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt“* (Berger & Luckmann 2012: 65; Herv. i. O.). Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass Berger und Luckmann die Verbindung von Wissen und Wirklichkeit anhand gesellschaftlicher Relativität darstellen. Die Wirklichkeit als soziales Phänomen wird auf der einen Seite in kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen geprägt, auf der anderen Seite bestimmt sie eben diese Prozesse aber auch maßgeblich mit. Ausgangspunkte sind dabei, wie Berger und Luckmann eindrücklich aufgezeigt haben, immer in sozialen Interaktionen zu finden. Im Sinne des *linguistic turn* nimmt sprachliches Handeln dabei stets eine zentrale Rolle mit Doppelfunktion ein: Es bildet den Ausgangspunkt jeder Form von gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktion, dient zugleich aber auch immer als Instrument ihrer weiteren Aushandlung. Darüber hinaus bestimmen sprachliche Zeichen als Basis des gesellschaftlichen Wissensvorrates gesellschaftliche und soziale Ordnungen grundlegend mit, was in den vorliegenden Betrachtungen als Annahme später aufgegriffen und weiter erläutert wird. Durch die Festigung auf verschiedenen

der zweiten Ebene beschreiben Berger und Luckmann theoretische Postulate wie Lebensweisheiten, Legenden und Volksmärchen. Die dritte Ebene umfasst explizite Legitimierungstheorien, „die einen institutionalen Ausschnitt an Hand eines differenzierten Wissensbestandes rechtfertigen“ und außerdem einem „besonderen Personenkreis anvertraut sind“ (Berger & Luckmann 2012: 101). Beispielfhaft verdeutlicht wird dies an der Institution der Kirche, die zu bestimmten weltbildlichen Anschauungen verpflichtet und ein konkretes Wissen mit ihren institutionellen Handlungen verbindet (vgl. Abels 2010: 105). Schließlich finden sich auf der vierten Legitimierungsebene „symbolische Subsinwelten“, unter denen „synoptische Traditionsgesamtheiten, die verschiedene Sinnprovinzen integrieren und die institutionale Ordnung als symbolische Totalität überhöhen“ (Berger & Luckmann 2012: 102), zu verstehen sind. Abels (2010: 105) nennt an dieser Stelle Beispiele wie den „real existierende[n] Sozialismus“ oder „die christlich-abendländische Kultur“.

Legitimierungsebenen und die immer wieder erfolgende Weitergabe an nachfolgende Generationen erlangen gesellschaftliche Strukturen bei Berger und Luckmann einen immer höheren Grad an Objektivität und prägen das Wirklichkeitsempfinden.

Eine weitere sozial ausgerichtete Variante des Konstruktivismus ist der sogenannte *Kommunikative Konstruktivismus*, der sich in den Sozial- und Kommunikationswissenschaften entwickelt hat und sich explizit als Weiterentwicklung des von Berger und Luckmann entwickelten Sozialkonstruktivismus versteht (Knoblauch 2017: VI). Der Kommunikative Konstruktivismus beschäftigt sich als Ansatz mit der „kommunikativen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit“ (Keller, Knoblauch & Reichertz 2013: 13; Knoblauch 2017) und reagiert damit auf die Aufgabe, bedeutender gewordene, kommunikative Praktiken in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu rücken sowie gleichzeitig die sozialkonstruktivistische Theorie dahingehend zu modifizieren. Kommunikation in das Zentrum des Konstruktionsprozesses gesellschaftlicher Wirklichkeit zu rücken, begründen Keller, Knoblauch und Reichertz (2013: 27) damit,

[...] dass alles, was am sozialen Handeln relevant ist, notwendig auch kommuniziert werden muss [...]. Jeder Versuch einer Beobachtung sozialen Handelns alltäglicher und wissenschaftlicher Art hängt von der Tatsache ab, dass soziales Handeln erst dadurch für andere beobachtbar und erfahrbar – also zur Wirklichkeit – wird, dass es auf die eine oder andere Weise kommuniziert und das heißt, wie wir sehen werden, auch objektiviert wird.

Kommunikation sieht Knoblauch (2017: VI) grundlegend als „Prozess der Gestaltung von Gesellschaft“, was bedeutet, dass „Gesellschaft im kommunikativen Handeln konstruiert wird“. Des Weiteren werden Individuen – so lautet die Ausgangsthese – „zu einem Teil der menschlichen Gesellschaft, indem wir [als Individuen einer Gesellschaft, Anm. AD] kommunikativ handeln, und die Gesellschaft ändert sich in dem Maße, in dem sich das kommunikative Handeln verändert“. Die genannte Wechselwirkung zwischen Kommunikation und Gesellschaft entspricht auch der sozialkonstruktivistischen Grundlage bei Berger und Luckmann, fokussiert hier aber besonders den Aspekt des Kommunikativen. Der Begriff des kommunikativen Handelns bildet dementsprechend den Dreh- und Angelpunkt des kommunikativ-konstruktivistischen Ansatzes. Um ihn genauer beschreiben zu können, rückt Knoblauch (vgl. 2017: 103ff.) dessen Reziprozität im Sinne von Wechselseitigkeit in den Fokus und beschreibt die Relationalität kommunikativen Handelns. Anders als in dyadischen Modellen, die bei der Beschreibung kommunikativen Handelns lediglich die Beziehungen zwischen Subjekten in den Blick nehmen, verdichtet Knoblauch diese Wechselseitigkeit zu einer triadischen Relation und entwickelt sie damit weiter. Der dritte Aspekt, den Knoblauch in sein Modell des kommunikativen Handelns einbezieht, ist der der ‚Objektivierung‘. Knoblauch (2017: 112) sagt dazu:

Doch, wie schon erwähnt, erschöpft sich das kommunikative Handeln nicht in der zweistelligen Relation. Es erzeugt nicht nur eine Beziehung zwischen Subjekten, es ist auf ein Drittes bezogen. Dieses Dritte der dreistelligen Relation ist neben der sozialen Beziehung oder dem, was man ‚Interaktion‘ nennen kann, eben auch der Körper, der Finger oder eine andere Objektivierung, die so in der Zeit auftritt, dass wir sie als Kommunikation beobachten und kraft der Reziprozität als Handeln verstehen können.

Objektivierungen können ganz verschiedene Aspekte kommunikativen Handelns sein: Laute, technische Medien, körperliche Abläufe, verbale, nonverbale und paraverbale Zeichen, Bilder und anderes. Knoblauch weist diesen Objektivierungen einen zentralen Platz in der Konzeption kommunikativen Handelns zu. Erst wenn soziales Handeln mit Formen von Objektivierungen verbunden ist, kann es als Kommunikation stattfinden und somit für Andere sichtbar und erfahrbare, also zu einem Teil der sozialen Wirklichkeit werden. Durch die Einbeziehung von Objektivierung wird Kommunikation nun als Prozess, „in dem soziale Wirklichkeit konstruiert wird und aus dem soziale Wirklichkeit besteht“ (Knoblauch 2017: 109), verstanden. Um anschließend die Verbindung von der kommunikativen Handlung zur kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit herzustellen, betrachtet Knoblauch die kommunikative Handlung nicht als isolierte Handlungseinheit, sondern beschreibt sie als Abfolge bzw. „Sequenz“ (vgl. Knoblauch 2017: 193ff.), die schließlich zu gesellschaftlichen Strukturen führt.⁹ Sequenzen stellen kommunikative Handlungsabläufe über die Zeit dar und verdeutlichen so die „Prozessualität des kommunikativen Handelns und damit der Gesellschaft“ (Knoblauch 2017: 189). Der Begriff der Sequenz betont, dass kommunikative Handlungen immer als das Resultat vorhergehender kommunikativer Handlungen und als Vorläufer darauf folgender zu verstehen sind. Die Sequenzen kommunikativen Handelns bilden für Knoblauch die entscheidende Grundlage jeder Form von Gesellschaft:

[D]ie Abfolge bzw. Sequenz kommunikativen Handelns [ist] der Stoff, aus dem die Gesellschaft besteht, indem er bestimmte kommunikative Formen annimmt. Die Sequenz bezeichnet die Fortsetzung der kommunikativen Handlung in der Zeit und sie bestimmt damit auch die Grenzen des kommunikativen Handelns. Mit anderen Worten: Gesellschaft existiert in der zeitlichen Fortsetzung der Kommunikation. (Knoblauch 2017: 189)

Knoblauch schließt an dieser Stelle an den Prozess der Institutionalisierung bei Berger und Luckmann an, favorisiert aber statt *Institution* in Anlehnung an Anthony Giddens (1997) eher den Ausdruck *Strukturen* und damit den Begriff der gesellschaftlichen Strukturen. Ein wichtiges Merkmal der durch die Rekursivität der Handlungen entstehenden gesellschaftlichen Strukturen sei es, dass sie über „Grundmuster“ verfügen:

⁹ Ermöglicht es der Begriff des kommunikativen Handelns zu bestimmen, was das Soziale ausmacht, könne mit der Beschreibung kommunikativen Handelns als Sequenzen der Übergang zur Gesellschaftstheorie ermöglicht werden (vgl. Knoblauch 2017: 190). Als „Musterbeispiel“ für die Sequenz von Handlungen beschreibt Knoblauch (2017: 197) den Tausch.

Wer etwas macht, wird ja durch die Rollen bestimmt, wie etwas gemacht wird, durch die reziprok typisierten sequenziellen Abläufe, und sogar das, was gemacht wird, muss auf eine Weise gleich gemacht werden und wiederum mindestens zwischen zwei Kooperationspartnern unterschieden werden. Diese durch Rekursion erzeugte Logik von Gleichheit und Unterscheidung, Assoziation und Dissoziation, Gleichem und Anderem, Eigenem und Fremden, bildet das Grundmuster der ‚Struktur‘ [...] (Knoblauch 2017: 242).

Zur Vorstellung von Grundmustern gesellschaftlicher Strukturen, zu denen Knoblauch also dem Zitat entsprechend explizit auch das Eigene und das Fremde zählt, gehört darüber hinaus der Umstand, dass sie flexibel sind und über Grenzen verfügen (vgl. Knoblauch 2017: 247f.) – auch wenn diese mitunter schwer bestimmbar sind. Konstitutiv sei jedoch, dass die Grenzen gesellschaftlicher Strukturen ihren Ausdruck nicht in festgelegten und eindeutig bestimmbaren Legitimationen, sondern vielmehr in kommunikativen Handlungen finden. Hier tritt der Aushandlungscharakter im konstruktivistischen Sinn zu Tage, denn Grenzen gesellschaftlicher Strukturen werden von Individuen kommuniziert, konstruiert und weiterentwickelt. In Anlehnung an die Soziologen Susan L. Star und James R. Griesemer (1989) kann man laut Knoblauch (vgl. 2017: 247) für diese Prozesse auch von „Grenzarbeit“ sprechen. Grundmuster und Grenzen, die im aktiven Akt der Grenzarbeit kommunikativ ausgehandelt werden, dienen einerseits der Abgrenzung von anderen Strukturen nach außen, unterstützen aber zugleich die Stabilisierung der sozialen Ordnung nach innen. An dieser Stelle deutet sich ein erster Verweis auf die Relevanz von Identitätskonstruktionen und Konstruktionen des Eigenen auf einer gesellschaftlichen Ebene an, die an anderer Stelle auch als „Spezialfall von Wirklichkeitskonstruktion“ (Kresic 2006: 26) gesehen werden, und denen hier eine wichtige Relevanz in den kommunikativen Prozessen der Objektivierung und Herstellung bzw. dem Erleben von gesellschaftlichen Strukturen zugeschrieben wird. Wie im Institutionalisierungsprozess von Berger und Luckmann müssen auch im Kommunikativen Konstruktivismus die durch Sequenzen kommunikativer Handlungen entstandenen gesellschaftlichen Strukturen immer wieder legitimiert werden. Zentraler Verhandlungsort und damit auch essenziell für den Zugang und die Beobachtung von Legitimierungsprozessen sowie die Aushandlung gesellschaftlicher Grenzarbeit sind für Knoblauch Diskurse, die er in diesem Zusammenhang auch als „grundlegende analytische Einheit der Gesellschaftsanalyse“ (Knoblauch 2017: 263) auffasst.

Aus den erwähnten philosophischen Grundlagen des Konstruktivismus im Kontext des *linguistic turn* sowie aus den dargestellten konstruktivistischen Ansätzen des Sozialkonstruktivismus und des Kommunikativen Konstruktivismus wird deutlich, dass sprachlichen bzw. kommunikativen Handlungen eine zentrale Rolle in gesellschaftlichen Prozessen zukommt. Das betrifft sowohl die Etablierung gesellschaftlicher Strukturen, das Erleben von Gemeinschaft und das alltägliche Handeln innerhalb von Gesellschaft. Sowohl Sozialkonstruktivismus als auch Kommunikativer Konstruktivismus betonen, dass gesellschaftliche Strukturen in aktiven

Konstruktionsprozessen entstehen und zu Objektivierungen führen, die mit steigender Legitimierung in ihrem ‚so-Sein‘ nicht weiter hinterfragt werden.

Es verwundert mit Blick auf die Stellung von Sprache und Kommunikation als Grundlage und Mittel der Konstruktionsprozesse nicht, dass eine Auseinandersetzung mit konstruktivistischen Ideen auch in der Linguistik stattfindet und um eine Position in Hinblick auf den Konstruktivismus als Denkrichtung gerungen wird. Vor allem die Frage, wie Sprache den Zugang zur und die Wahrnehmung von Wirklichkeit prägt, spielt dabei eine wichtige Rolle. Dass diese Diskussionen durchaus kontrovers geführt werden, verdeutlicht der Sammelband „Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative“ (Felder & Gardt 2018), in dem unterschiedliche Positionen aus Konstruktivismus und Realismus hinsichtlich der Frage, ob es „einen Zugang zur Wirklichkeit [gibt] oder wir lediglich in unseren eigenen Konstruktionen der Wirklichkeit befangen sind“ (Felder & Gardt 2018: V), formuliert werden.¹⁰ Vor allem der Beitrag von Andreas Gardt (2018: 32ff.) skizziert das Spannungsverhältnis von Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie und sucht nach einem „Ausgleich“ beider Denkrichtungen. Ausgehend von Überlegungen zu Traditionen des linguistischen Konstruktivismus (vgl. Gardt 2018: Kap. 2), die Gardt u. a. bei Wilhelm von Humboldt, Johann Gottfried Herder, August Wilhelm Schlegel, Friedrich Nietzsche, Ernst Cassirer und Jost Trier u. a. findet, unterstreicht er zunächst, dass „[d]er konstruktivistische Gedanke [...] ungemein attraktive Möglichkeiten für die gesellschaftliche Auseinandersetzung über das Verfasstsein von Wirklichkeit [birgt]“ (Gardt 2018: 11). Die Plausibilität unterstreicht Gardt (2018: 13, Herv. i. O.) im folgenden Punkt:

Indem die Sprache kein einfacher Spiegel der Wirklichkeit ist, sondern eine Perspektive auf sie bietet, wird unser Bild von der Welt durch sie geleitet. Und auf eben diese Perspektiven lässt sich die Sprache abfragen. Der Konstruktivismus bietet die ideale Theorie, um die in der Sprache sedimentierten Wissensbestände, Positionen, Meinungen, Überzeugungen einer Sprach- und Kulturgemeinschaft offenzulegen. Häufig vollzieht sich dieses Offenlegen in den Sphären von Politik und Gesellschaft, und konstruktivistische Analyse kann dort aufzeigen, dass Begriffe wie *Nation*, *Volk*, *Rasse*, *Geschlecht* alles andere als objektive Abbilder der Wirklichkeit bieten.

Das Zitat verdeutlicht die Relevanz konstruktivistischen Denkens, vor allem wenn es darum geht, gesellschaftliche Konzepte zu erschließen und Wissensbestände von Sprach- und Kulturgemeinschaften zu verorten. Den im Zitat genannten Begriffen (‚Nation‘, ‚Volk‘, ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘), die sich besonders für konstruktivistische Analysen anbieten, kann das in der Arbeit zentrale Konzept der Identität

¹⁰ Zur Auseinandersetzung mit konstruktivistischen Positionen, vor allem im Kontext kulturbezogener und kulturlinguistischer Forschung fand vom 30. Juni bis 02. Juli 2022 an der Universität Genf auch die Tagung des KULI-Netzwerks (= Kulturbezogene und kulturalistische Linguistik), organisiert von Anna Pfäffle, Adelheid Wibel und Juliane Schröter, statt, bei der es um sprachtheoretische Perspektiven der Kulturlinguistik ging und Fragen u. a. zur kulturell konstitutiven Bedeutung von Sprache gestellt wurden. Nähere Informationen dazu finden sich u. a. hier: <https://data.snf.ch/grants/grant/207120> [12.02.2024].

bzw. der Konstruktion des Eigenen nahtlos hinzugefügt werden, da es sich auch hierbei um „alles andere als Abbilder der Wirklichkeit“ (Gardt 2018: 13) handelt. Gardt (2018: 13) verweist im weiteren Verlauf der Textstelle auch explizit auf die linguistische Diskursanalyse „als diejenige Strömung in der Sprachwissenschaft, die solche Untersuchungen [von Wahrheitsansprüchen, Denkmustern und Wissensbeständen, Anm. AD] am intensivsten betreibt“. Er stellt aber nicht nur den linguistischen Konstruktivismus in seinen Grundideen vor, sondern kontrastiert die Darstellung auch mit einschlägigen Positionen eines sprachtheoretischen Realismus (z. B. bei Aristoteles, Johann Joachim Becher, Otto Kade; vgl. Gardt 2018: Kap. 4). Im Gegensatz zum linguistischen Konstruktivismus sei es hier die Wirklichkeit und nicht die Sprache, der „[i]n der Trias von Sprache, Denken und Wirklichkeit [...] das Apriori zu[komme]“ (Gardt 2018: 17). Auf Grundlage seiner Darstellungen bemüht sich Gardt anschließend um einen Ausgleich beider Positionen und einen Umgang mit konstruktivistischem und realistischem Denken in der Sprachtheorie. In diesem Zusammenhang äußert er (Gardt 2018: 20f.) den „Verdacht, dass die Positionen sich näherstehen, als es im Kampfgetöse den Anschein erweckt“, was sich vor allem auf den Umgang mit dem zentralen Terminus *Wirklichkeit* beziehe und in einer „Widerständigkeit der Welt“ (Gardt 2018: 24) zeige. Deutlich macht Gardt (2018: 24) das u. a. am Ansatz von Charles Sanders Peirce, der *immediate object* als „das vom Zeichen repräsentierte Objekt“, das „unsere Perspektiven auf die Welt ‚enthält‘“, und *dynamical object* als „das Objekt in der Wirklichkeit selbst“ unterscheidet. Hier zeige sich eine mehrfach vorgeschlagene Unterscheidung zwischen ‚Wirklichkeit‘ (*immediate object*) auf der einen Seite und ‚Realität‘ (*dynamical object*) auf der anderen Seite. Gardt (2018: 25) resümiert diesen Aspekt betreffend Folgendes:

Gegen die Unterscheidung [von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Realität‘ im oben gemeinten Sinn, Anm. AD] ist dann nichts einzuwenden, wenn sie die Peirce’sche Differenzierung tatsächlich konsequent übernimmt und die Wirklichkeit nicht mit Hinweis auf die (vermeintliche) Unmöglichkeit des Erkennens ignoriert: Wir können die Wirklichkeit nicht ignorieren oder vergessen, weil sie immer wieder in unser Leben eingreift, was uns spätestens dann deutlich wird, wenn wir feststellen, dass wir uns geirrt haben. Die Wirklichkeit lässt sich nicht völlig dem Diskurs anheimstellen, sie ist vielmehr auch ein Korrektiv des Diskurses.

Gardt (2018: 27) kommt letztlich zu dem Schluss „1. dass die Behauptung, die Dinge seien für uns, wie sie nun einmal sind, d. h. uns vorgegeben und in sich ruhend, falsch ist“ und „2. dass die Behauptung, es gebe keine Tatsachen, nur Interpretationen, falsch ist“, sondern sich beide Zugänge vielmehr gegenseitig bedingen. In seinem Resümee, dem ich mich in der vorliegenden Arbeit anschließe, greift er die Relevanz konstruktivistischen Denkens vor allem mit Blick auf den Aspekt der durch Sprache inhärenten Perspektivierung von Sachverhalten und dem damit zusammenhängenden Zugriff auf Wirklichkeitskonzepte auf, gesteht aber auch anderen Zeichenmodi zu, Einfluss auf das Erkennen zu haben und verweist

wiederum auf die „Widerständigkeit der Welt“ (u. a. Gardt 2018: 24), die auch im konstruktivistischen Denken nicht außer Acht gelassen werden dürfe:

Sprache ist für die Entstehung unserer Bilder von der Wirklichkeit von größter Bedeutung. Das gilt keineswegs erst für die Ebene der expliziten Propositionen, sondern bereits für die lexikalischen Einheiten und grammatischen Strukturen, die die Sprache für jeden Einzelnen bereithält und die wir neu in sie einbringen. Eine Analyse der Sprache führt daher unmittelbar zu den in ihr angelegten Kategorisierungen, lässt den je perspektivischen Zugriff des Menschen auf die Welt erkennen. Zugleich wirken andere Modi der Zeichengestaltung als die Sprache auf uns ein und beeinflussen unser Erkennen. Einem ideologiekritischen Anliegen bietet der (linguistische) Konstruktivismus die Möglichkeit, etablierte und als *historisch gegeben, natürlich, in der Sache stimmig* usw. deklarierte gesellschaftliche Zusammenhänge in ihrem Konstruiertsein durch sprachbezogene Analysen aufzuzeigen. Das berührt auch Fragen der Macht. Aber die Sprache und der Diskurs sind nicht alles, die Wirklichkeit geht nicht vollständig in ihnen auf. Die Wirklichkeit ist widerständig, sie korrigiert uns, indem sie unsere Konstruktionen an ihre Grenzen stoßen lässt. Der Sprache und dem Diskurs dagegen alles zuzutrauen, im Guten wie im Schlechten, ist für Teile einiger Disziplinen, darunter der Sprachwissenschaft, Ausdruck einer *Déformation professionnelle*. (Gardt 2018: 30f., Herv. i. O.)

2.2 Zur Analyse gesellschaftlichen Wissens in Diskursen: Diskurslinguistik

Im vorangegangenen Teilkapitel wurden die für die Betrachtungen relevanten konstruktivistischen Grundlagen erläutert und Zusammenhänge von Sprache und Wirklichkeitskonstruktion sowie -wahrnehmung herausgestellt. Die zentralen Schlussfolgerungen dabei lauten erstens, dass Sprache und Sprachgebrauch einerseits die Grundlage für jede Form von Wirklichkeits- und Gesellschaftserfahrung und andererseits zugleich das wichtigste Mittel ihrer Aushandlung bilden und zweitens, dass mit Sprachgebrauch Perspektivierungen verbunden sind, die maßgeblich mitbestimmen, was als Aspekt der Wirklichkeit wahrgenommen wird. Beide Schlussfolgerungen beziehen sich im Besonderen auf die kollektive Ebene von Gesellschaft und Sozialgemeinschaften und das in diesen Gruppenzusammenhängen bestehende und vermittelte Wissen. Die Frage nach sprachlich-kommunikativen Handlungen auf gesellschaftlichen Ebenen der Aushandlung eines Wirklichkeits- und Wissensbestandes ist für das Forschungsfeld der linguistischen Diskursanalyse¹¹ von zentraler Relevanz. Bereits in den Betrachtungen zum

¹¹ Im Rahmen der Beschäftigung mit diskursanalytischen Ideen, Theorien und Methoden im Rahmen der Sprachwissenschaft, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten unterschiedliche Zugänge und Ansätze innerhalb der Linguistik entwickelt, die sich mitunter durch verschiedene Bezeichnungen voneinander differenzieren, z. B. *Linguistische Diskursanalyse*, *Diskurslinguistik*, *Kritische Diskursanalyse* usw. An gegebener Stelle wird im Rahmen der folgenden Betrachtungen auf Unterschiede der einzelnen Perspektiven eingegangen, eine ausführliche Herleitung und die kritische Darstellung der damit verbundenen unterschiedlichen ‚Schulen‘ soll an dieser Stelle aber nicht erfolgen. Für die